

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 282.

Samstag, den 2. Dezember 1905.

20. Jahrgang.

LOKALES

* Wiesbaden, 1. Dezember 1905.

*** Wohltätigkeitskonzert.** Wie alljährlich veranstaltet die musikalische Gesellschaft „Dreiklang“ am Dienstag, 12. Dezember, abends 7 Uhr, in der Ringkirche unter Leitung des Kapellmeisters Herrn O. Brüdner ein Weihnachts-Wohltätigkeitskonzert. Der Reinertrag dieses Konzertes findet für eine Weihnachtsgabe an die hiesigen armen Kinder Verwendung. Diese Konzerte finden seit 12 Jahren statt und erfreuen sich allgemeiner Beliebtheit.

*** Im Kathol. Konv. Verein Wiesbaden** findet alle 4 Wochen ein Vortragabend mit Diskussion statt. Am letzten Dienstag abend hielt Herr W. Bieth ein Vortrag über das Thema: „Antwerpen, Stiggen vom Leben und Treiben in der Stadt und am See.“ In treffenden Worten erzählte Herr Bieth in seinem einführenden Vortrag eine packende Schilderung von dem Leben in Antwerpen. Wir möchten tatsächlich mit dem Redner einen Spaziergang durch die Stadt an den Hafen, wir konnten, wie Redner am Eingange seines Vortrags versprochen, wirklich Land und Leute kennen lernen und uns in Gedanken an der frischen, würzigen Seeluft erquicken. Es konnte denn auch nach Beendigung des Vortrags der Leiter des abends, Herr E. Hees, mit Recht hervorheben, mit welcher Klarheit und wie naturgetreu Herr Bieth interessante Vorgänge geschildert hat, mit welchem offenen Blicke er die Verhältnisse in Belgien im allgemeinen, in Antwerpen im besonderen, erfasst hat. Leider, anhaltender Beifall belohnte den Redner für die genussreiche Stunde, die er den zahlreichen Zuhörern bereitet. Nach dem Vortrage wurden einige launliche, interessante Fragen lebhaft diskutiert und in befriedigender Weise erledigt.

*** Die Sachsen-Thüringer-Vereinigung „Saxonia“** hält am Sonntag, 3. Dezember, von nachmittags 4 Uhr an, in der Turnhalle Hellmuthstraße 25 einen großen Andachtskonzert, wo eine gut besetzte Kapelle der Söer mitwirken wird.

*** Stiftungsfest.** Der Stemm- und Ringklub „Einigkeit“ (Mitglied des deutschen Athletenverbandes) begeht Sonntag, 3. Dezember, von 4 Uhr nachmittags an, im Saale zur Männerturnhalle, Platterstraße, sein 9. Stiftungsfest. Das äußerst reichhaltige Programm hierzu besteht in athletischen Aufführungen der verschiedenen Mitglieder, im Stammen und Ringen, sowie Vortrag verschiedener Couplets und Solosonges bekannter Dichterinnen. Auftreten eines musikalischen Trios usw. Vor und nach den Aufführungen Tanz. Die Tanzleitung liegt in den Händen des Herrn Max Kaplan.

*** Silbernes Hochzeitjubiläum.** In Nummer 279 vom 20. November berichteten wir über die Jubiläumsfeier des Herrn Jean Schupp, Restaurateur des Kronenbrunnens-Restaurants. In diesem Bericht wurde infolge nicht genauer Kenntnis des Ganges übersehen, das wertvolle Geschenk der Direktion der Kronenbrunnens zu erwähnen. Als Nachtrag teilen wir nun heute mit, daß dasselbe aus einem elegant ausgestatteten silbernen Polster mit Widmung bestand, worüber sich das Jubiläumspaar ganz besonders geehrt fühlte. Außerdem wurde auch noch ein großes Blumenarrangement seitens der Beamten der Kronenbrunnens überreicht.

Geschäftliches.

— Ein sehr willkommenes Weihnachtsgeschenk für die Schuljugend dürfte das von Herrn Doemacher u. Co. hier, Langgasse 12, eingeführte Knet- und Modellier-Plastine sein. Es ist dies ein Knetstoff in verschiedenen Farben, der chemisch rein ist und sich leicht zu jeder Form verarbeiten läßt. Er wird selbst nach langem Gebrauch nicht hart und ist immer wieder zu verwenden. Das Spiel ist sehr reich und sehr unterhaltend, fördert zum Nachdenken und Nachbilden an und werden sich Kinder jeden Alters stets gern damit beschäftigen.

Tel. 6693
3046 Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Ihren Winterbedarf
in
Tricot- Hemden, Unterjacken, Unterhosen,
Arbeitshemden,
Damen-Westen, Tricottailen,
Schultertragen,
Reformbeinkleider
decken Sie am vorteilhaftesten in dem
Strumpfwaren- und Tricotagenhaus
9423 von
L. Schwenck,
Wiesbaden,
Mühlgasse 11-13
gegr. 1873.



Gold-, Silberwaren,

Uhren, größte Auswahl, bekannt billige Preise. **Fritz Lehmann, Juwelier, Langgasse 3. Telefon No. 3143. Reparaturen. Neuarbeiten**

Wegen Umzug Ausverkauf

meines gesamten Lagers in: **Tabakspfeifen, Spazierstöcke, Schachspielen, echten Wiener Meerschaum- und Bernsteinwaren.**

Nur in Qualität zu bedeutend herabgesetzten Preisen.

Ausführung sämtlicher Reparaturen.

W. Barth, Drechsler, Neugasse 17.

Nur eignes Fabrikat!
in allen Preislagen zu
Geschmack geeignete Sachen!

Regenschirme. Renter, Langgasse 3.

Reparaturen, Ueberziehen
billig in gewünschter Zeit.
Telephon 2201.

Für Wöchnerinnen und Kranke:

Wasserdichte Bettelagen

per Meter von Mk. 1.30 bis Mk. 6.75.

Armtragbinden von 80 Pf. an

Augen-, Nasen- und Ohren-Douchen von 25 Pf. an

Augen- und Ohrenklappen und Binden.

Badesalze, wie:

Kreuznacher Mutterlauge-Salz, Sauerfurter Salz, echtes Seesalz, Vieh- (Bade) Salz, Aechte Kreuznacher Mutterlauge,

Pichtennadelextrakt und Tabletten,

Bade- und Toilette-schwämme

in größter Auswahl. Gummischwämme Ia. Qualität. Augen-, Mund- und Ohrenschwämme.

Badethermometer von 40 Pf. an

Reitpfannen (Unterleiber, Stochbecken) aus Porzellan, Emaille und Zink in verschiedenen Größen von Mk. 2.— an.

Bruchbänder von Mk. 1.80 an. Bruchbänder mit Sauer.

Brustumschläge, nach Halsumschläge, Priess-Leibumschläge. nach Gebrauchsfähigkeit in verschied. Größen von Mk. 1.— an

Klystierspritzen aus Gummi, Glas und Zinn. Glycerinspritzen.

Desinfektionsmittel, wie: Lysol, Lysoform, Carbollösung, Creolin, Soproform etc.

Einmachgläser und Löffel.

Trinkröhren und Krankentassen von 20 Pf. an.

Eisbeutel, Fieber- (Maximal) Thermometer

von Mk. 1.— an, mit amtlichem Prüfungsschein von Mk. 3.— an.

Fingerlinge aus Patentgummi und Leder.

Frottier-Artikel in größter Auswahl.

Gesundheitsbinden (Damenbinden) Ia. Qualität per Dtz. von 80 Pf. an.

Befestigungsgürtel hierzu in allen Preislagen v. 50 Pf. an.

Gummibinden. Gummistrümpfe in allen Größen.

Holzwohl-Unterlagen für das Wochenbett.

Husten-Pastillen und Bonbons.

Inhalations-Apparate von 1.50 Mk. an.

Injectionsspritzen aus Glas und Hartgummi.

Irrigatore. komplett, mit Mutter-Clysterrohr, von Mk. 1.— an.

Leibbinden in allen Größen und Preislagen. System Teufel und andere Fabrikate, von Mk. 1.25 an.

Wochenbettbinden in verschiedenen Größen von Mk. 0.50 an.

Luftkissen. rund und viereckig, in allen Größen von Mk. 2.75 an.

Massage-Apparate und Artikel.

Medizinische Seifen.

Milchpumpen von 75 Pf. an.

Sämtliche Mineralwässer.

Mundservietten, hygienische, für Kinder. Mutterrohre aus Glas und Hartgummi.

Nabelbruchbänder. Nabelhalter für Kinder. Ozonlampen. Pulverbläser.

Hygienische Handspucknapfe aus Glas, Porzellan u. Emaille

Hygienische Taschen, Spuckflaschen, Suspensorien.

gewöhnl. sowie Sporttaschen-sorien in größter Auswahl von 45 Pf. an.

Taschen- und Reiseapothecken.

Turnapparate, Urinflaschen männliche und weibliche von 80 Pf. an.

Verbandwatte, chemisch rein, sterilisiert und imprägniert.

Verbandstoffe, Binden wie: Cambric, Mull, Gaze, Leinen, Flanell, Ideal etc.

Brandbinden, Verbandgaze, Lint.

Guttaperchatast, in Verbänden Billroth Battist, in wasserdicht Mosettig Battist, Umschlägen.

Verbandkästen, sogen. Notverbandkästen, für das Gewerbe in verschiedenen Zusammenstellungen und allen Preislagen.

Wärmflaschen aus Gummi und Metall von Mk. 1.50 an.

Leibwärmer, Wundpuder, aseptisch Zimmer-Thermometer Zangenschaber.

PALMIN
feinste Pflanzenbutter
unübertroffen zum Kochen, Braten u. Backen
50% Ersparnis gegen Butter!



Täglich frisch!
Von 5 Uhr ab

gebäckene Fische.

Frickels Fischhallen,
Neugasse 22 und Walramstraße 31.

Im Preis von 0.85 bis Mk. 2.20 per Pfund.

Allseits beliebt!
Emmericher Kaffee-Mischungen

Markstrasse 26.

Frei ins Haus.

2685

Cravatten.

große Auswahl, aparte Neuheiten in allen Façons, Plastron, Regatta, Schleifen, große Deck-Cravatten, Selbstbinder, empf. in g. Stoffen z. bill. Preisen

Gg. Schmitt, Langgasse 17.
Ein Posten zurückgesetzter Cravatten weit unter Preis

Beste Ware! Billigste Preise! Artikel zur Krankenpflege.

Telephon 717. **Chr. Tauber,** Kirchgasse 6. 2080



Nr. 282:

Samstag, den 2. Dezember 1905.

20. Jahrgang

Gesüht.

Roman von Mrs. Lovett Cameron. Einzige autorisierte Bearbeitung.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Edith würde es niemals überwinden, wenn die Wahrheit zutage treten sollte!“ warf sie ein.

„Ich bin dessen doch nicht so ganz sicher. Edith ist ein reiner, stolzer Charakter, aber sie ist auch sehr vernünftig. Sie würde leiden, wie das unvermeidlich ist, aber schließlich doch zu einem vernünftigen Urteil kommen. Ist sie nur erst einmal verheiratet, so bin ich vollkommen überzeugt, daß sie treu zu dem Manne hält, dessen Namen sie trägt, was immer er ihr auch angetan haben möge.“

„Wissen Sie,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „daß ich vor einigen Jahren ein glühender Verehrer Fräulein Merinis gewesen bin?“

Ein paar Augenblicke schweig Miry. Sie fühlte sich ein klein wenig enttäuscht, dann aber sprach sie ruhig und einfach:

„Ich wundere mich nicht, das zu hören. Edith ist so reizend, daß ich es nur begreiflich finde, wenn alle Welt sie liebt und bewundert.“

Robert Anderson sah sie scharf an. Seine Liebe für Edith war immer eine äußerst platonische gewesen und er hatte von ihr eigentlich nur gesprochen, um Miry auf die Probe zu stellen. Dieses Mädchen aber war tatsächlich vollkommen freizusprechen von jedem Funken kleinlichen Neides. Sie war durch und durch gut. Er sahte nach ihrer Hand und schüttelte sie herzlich.

„Sie sind ein gutes, kleines Ding, Miry, und die treueste Freundin, welche man sich wünschen kann. Nun muß ich Sie aber zu Ihrer Tante zurückbringen, sonst würde die Gräfin sich wundern, was aus uns beiden geworden.“

Die jungen Leute kamen allerdings etwas spät nach Hause und Gräfin Newbury blickte sie erwartungsvoll an. Herr Anderson entfernte sich sehr rasch wieder. Als die Tür sich hinter ihm geschlossen, sah die alte Dame fragend auf ihre Nichte und forschte:

„Nun, Miry?“

„Nun, Tante?“ entgegnete das junge Mädchen, ohne weiter etwas hinzuzufügen.

Es war ja auch eigentlich nichts zu sagen. Nur daß Robert und Miry jetzt gemeinsam eines köstlichen Besites sich erfreuten, nämlich eines Geheimnisses.

15.

Was Tanten entdecken.

Frau Stubbs hätte beim besten Willen keine kluge Frau genannt werden können, aber sie besaß doch einige Schlaueit ihres Geschlechts. So besaß sie beispielsweise die Gabe, unendlich scharf zu beobachten, und dieser Umstand veranlaßte sie, zu einer höchst beunruhigenden Ueberzeugung zu kommen.

Die Liebe ist ein treuer Wachhund. Es gibt keinen besseren, und die Liebe, welche Frau Stubbs für das Mädchen führte, bei dem sie seit Jahren Mutterstelle vertreten, schärfte ihren Verstand und machte sie unendlich hellsehend in allen Dingen, welche ihre Nichte betrafen und deren Wohlergehen gefährden konnten.

Tanten kam während dieser Zeit zu der schmerzlichen Ueberzeugung, daß Edith nicht vollkommen glücklich sei. Sie konnte nicht eine Sekunde lang dem Gedanken Raum geben, daß sie ihre Verlobung mit Lyon bereut und dieser ihre Erwartungen enttäuscht habe, denn die beiden mochten sich entschieden nicht weniger gerne leiden, als am ersten Tage ihrer Verlobung. Diese Annahme somit als vollkommen unmöglich hinstellend, grübelte Tanten darüber nach, welche andere Ursache zur Verstimmung ihre Nichte haben könne, und eine unfehlbare, instinktiv laut werdende Stimmung brachte sie zu der Ueberzeugung, daß Anna Merinis Anwesenheit im Hause allein der Sache zu Grunde liege. Wollte Tanten ehrlich sein, so mußte sie gestehen, daß ihr selbst Anna nicht besonders sympathisch sei. Der Oberst freilich war gleich den meisten Männern von der Schönheit des Mädchens gefesselt, welche noch weit größer genannt werden mußte, als diejenige seiner ersten Liebe. Seine Tochter aber legte entschieden keine zu lebhaftes Sympathie für den schönen Gast ihres Vaters. Es war dies um so merkwürdiger, als Edith im großen ganzen genommen ja als eine sehr enthusiastische junge Person bezeichnet werden mußte und für Schönheit im allgemeinen große Begeistung an den Tag gelegt hatte.

Edith und Anni hingegen waren nicht besonders befreundet. Sie suchten sich wechselseitig nicht auf und sahen sich fast nur bei den Mahlzeiten, bei welchen sie nur von den gleichgültigsten oberflächlichsten Dingen sprachen, häufig sogar dies vermieden. Anfangs stellte sich Tanten die Frage, ob denn Edith befürchte, daß ihr Verlobter nicht geeit sein könne gegen die Schönheit ihrer Cousine, denn trotz der milden Beurteilung, welche Tanten dem männlichen Geschlecht im allgemeinen angedeihen ließ, mußte sie doch ganz gut, wie schwach es sei, weiblichen Reizen gegenüber. Bald verwarf sie aber auch diesen Gedanken. Edith konnte nicht eifersüchtig sein, aus dem einfachen Grunde, weil Harold eigentlich niemals mit Anna zusammenkam. Nicht lange währte es, so entdeckte Tanten aber auch, daß seit Fräulein Merinis Ankunft Lyon das Haus seiner Braut meide, und eines Tages erwähnte sie diese seltsame Tatsache ganz unverbohlen.

„Harold speist jetzt niemals mit uns,“ sagte sie beim Gabelfrühstück, als zufällig der Oberst nicht zugegen war, „Anna wie immer an der Mahlzeit teilnahm. „Weshalb, liebe Edith, hat er denn heute schon wieder ausgeschlagen zu kommen?“

„Er mußte nach Hillminster fahren und speist dort mit einem Herrn, mit dem er geschäftlich zu tun hat,“ erwiderte Edith anscheinend ruhig und gleichgültig.

„Und als Du ihn zuletzt aufgefordert hast, da war es diesen Herr aus Hillminster, welcher hier bei ihm gespeist hat, nicht wahr?“ forschte Tanten trocken.

Edith errötete ein wenig und ihre Antwort lautete einigermaßen ungeduldig:

„Ein Mann in Davids Stellung, liebe Tante, hat natürlich so mancherlei wichtige Sachen durchzuführen und zu besorgen.“

„Ja, natürlich, das kann ich ja auch sehr gut begreifen,“ beeilte sich Tanchen eingeschüchtert zu entgegnen.

„Fast hat es den Anschein, als wolle Herr Lyon es vermeiden, mit mir zusammenzutreffen!“ warf Anna mit spöttischem Lachen ein.

„Meinst Du?“ entgegnete Edith so ruhig und unbefangen, daß sich aus dem Ton ihrer Stimme keinerlei Schlüsse ziehen ließen. Weder Carlasmus, noch Born eher auch nur der feinste Anflug von Verdruss verriet sich in ihrem Wesen.

„Es wäre töricht, anzunehmen, daß Lyon Anna aus dem Wege gehen wolle!“ bemerkte Tanchen ruhig. „Es kann dies nicht der Fall sein, kommt folglich auch gar nicht in Frage.“

Edith hob den Blick empor. Es blühte seltsam in ihren Augen auf.

„Diese Idee ist auch nur von Anna angeregt worden, wenn nicht nicht alles täuscht,“ sprach sie mit jener Ruhe, die auf inneren Sturm hinzudeuten schien.

„Gewiß, nur von mir, liebe Edith, ich wüßte auch wahrlich nicht, weshalb Lyon mir aus dem Wege gehen sollte. Ich hab' ihm nie ein Leid zugefügt und er wäre sicher nicht der erste, welcher das zugegeben müßte.“

„Ich weiß auch nicht recht, wie sich Dir die Möglichkeit hätte bieten sollen, ihm ein Leid zuzufügen, liebe Anna!“ warf Edith ruhig ein. „Du hast ihn ja ein einziges Mal im Leben gesehen, wenn mich nicht alles täuscht.“

Obzwar innerlich etwas verstimmt, gab sich Edith doch alle Mühe, ruhig und unbefangen zu sprechen.

„Ich müßte denn nur den bösen Blick haben, das „mal ochio“ der Italiener, wo ein einmaliges Sehen genügt, um Verderben zu bringen.“

Edith zuckte zusammen. Sie antwortete nicht eine Silbe, blieb aber eine Weile in Gedanken versunken. Unwillkürlich stellte sie sich die Frage, ob dies nicht die Lösung des Geheimnisses sei. Das „mal ochio“ — daran hatte sie nie gedacht. Welch seltsamer Einfall! Gab es derlei nicht nur in der Phantasie, sondern auch in der Wirklichkeit? Und war Anna mit dem bösen Blick behaftet?

„O, sprich nicht so entsetzliche Dinge!“ rief Tanchen ganz entsetzt, „mir läuft es eiskalt über den Rücken. Meinst Du, daß es in den jetzigen, aufgeklärten Ländern überhaupt gebühret würde?“

„Gewiß nicht,“ entgegnete Edith, deren praktisch nüchterner Verstand sofort wieder zur Geltung kam. „Wir leben in England, Cousine Anna, nicht in Italien, dem Lande des Aberglaubens, und bei uns sind wir für solche Fabeln nicht eingenommen.“

„Und doch gibt es verschiedene Dinge, welche im guten, frommen, gewöhnlichen, hausbackenen englischen Familienleben nicht geglaubt würden, und die trotzdem vollkommen wahr sind,“ erwiderte Fräulein Nerini ruhig.

„Willst Du damit behaupten, daß das „mal ochio“ ein Ding ist, welches tatsächlich besteht?“ forschte Tanchen ganz erschreckt.

„Frage Herrn Lyon,“ erwiderte Anna, indem sie sich erhob und ihren Stuhl zurücksob. „Er hat in Italien gelebt und wird vielleicht mehr von dem Gegenstand wissen als ich.“

Edith aber folgte dem Räte nicht. Es sollte der Tag anbrechen, an dem sie von ganzer Seele wünschen lernte, daß sie es getan hätte, daß sie den Mut gehabt haben würde, ihn frei und offen zu fragen, weswegen er Anna Nerinis Gegenwart fürchte, weswegen er sie hasse. Aber es gebrach ihr an diesem Mute. Und das war der Urquell zu allem Uebel. Sie fürchtete sich davor, Annas Namen auszusprechen, sie auf irgend eine Weise mit der seltsamen Entfremdung in Kontakt gebracht zu sehen, welche zwischen ihr und ihrem Verlobten bestand. Trotzdem ahnte sie nicht im Allergeringsten, daß Anna persönlich mit dieser Entfremdung irgend etwas zu tun habe. Sie meinte nur, daß die Cousine ihm eine Fremde sei, vor der er eine unbegründete Antipathie hegte. Im innersten Herzensgrund aber nährte Edith eine Angst, wovor, das wäre sie nicht in der Lage gewesen, anzugeben. Vielleicht dachte sie, daß Anna, die ebenfalls lange in Italien gelebt, irgend etwas von ihrem Verlobten wisse, wodurch sie ihn vielleicht in ihren Augen herabsetzen konnte. Es war ja immerhin möglich, daß sie durch andere, daß sie entstellt irgend etwas vernommen, möglich auch, daß er wüßte, sie sei in der Lage, gegen ihn zur Anklägerin zu werden und er sich deshalb fern hielt. Edith wünschte sich jetzt kaum noch, daß er viel ins Haus komme, denn es gebrach ihr an Mut, das zu ertragen, was möglicherweise dadurch herausbesprochen werden konnte. Sie wollte nichts wissen. Gab es in seinem Leben irgend etwas, wodurch er

nicht so ganz makellos dastand, als sie es sich eingeredet, so forgnete sie ihre Unkenntnis und begehrte nicht nach Aufklärung. Sie liebte ihn so grenzenlos, daß sie lieber in vollem Glauben an ihn die Augen schließen wollte, um nur ja keinen Makel an ihrem Ideal sehen zu müssen.

Ein paar Tage lang mußte Tanchen unwillkürlich immer an die Bemerkung über das „mal ochio“ zurückdenken. Sie fürchtete sich ein klein wenig davor, Anna Nerini unverwandt in die Augen zu blicken, nachdem jenes Gespräch stattgefunden, und hoffte inbrünstig, daß ihr armer Bruder, dem die Fremde es offenbar angetan zu haben schien, sich nicht von ihr betören lassen werde.

Zwei Tage später aber fügte es der Zufall, daß Tanchen eine sehr entsetzliche Entdeckung machte, die die Erinnerung an den bösen Blick ganz aus ihrem Gedächtnisse bannte und ihre reine, unverdorbene Seele mit Angst und Not erfüllte. Oberst Adair war nach Hellminster gefahren und hatte Anna mit sich genommen. Edith weilte für einen Tag in London, um ihr Hochzeitkleid und ein paar andere Toiletten zu probieren. Sie sollte auch zum Juwelier gehen, um diesem einige kleine Aenderungen an dem Familienschmuck der Lyons anzugeben.

Tanchen war allein zu Hause mit der unpoetischen Mission des Wäschebuches beschäftigt. Das Stubenmädchen tint mit der Meldung ein, daß die Putzmacherin eine Spizentaille des Fräuleins Nerini nicht zurückgebracht habe. Das gnädige Fräulein, so berichtete das Mädchen, habe drei solcher Taillen und behauptete, eine nicht bekommen zu haben. Sie selbst aber, das Stubenmädchen, glaubte, das Kleidungsstück sei eingetroffen, und die Wäscherin ihrerseits behauptete steif und fest, es am letzten Sonnabend gebracht zu haben. Nun wisse man nicht, was geschehen solle, um das gnädige Fräulein zufriedenzustellen.

„Können Sie nicht selbst bei Fräulein Anna nachsehen?“ bemerkte Frau Stubbs. „Wenn die Taille gekommen ist, so muß sie sich doch in ihrem Kleiderkasten finden. Erinnern Sie sich nicht, sie aufgehoben zu haben?“

„Nein, gnädige Frau, Fräulein Nerini hebt ihre Sachen immer selbst auf, sie gestattet niemandem, sie zu berühren.“

„Nun, so gehen Sie hinaus und sehen Sie in ihren Schubladen nach, damit ist die Sache am einfachsten festgestellt. Es wäre mir unangenehm, der Wäscherin unrecht zu tun.“

„Ich würde längst nachgesehen haben, wenn ich könnte, aber Fräulein Nerini hat so seltsame Gewohnheiten. Sie versperrt ihre Kisten stets sorgfältig und trägt die Schlüssel bei sich, gerade so, als ob sie besüßten würde, daß die Dienerleute sie besüßten,“ bemerkte Emma Barker, das Stubenmädchen, naserümpfend. „Ich habe noch nie erlebt, daß eine Dame sich gleich ihr benommen hätte.“

„Sie hat sich das wahrscheinlich angewöhnt, während sie in Hotels gewohnt und meint damit gewiß nichts Böses,“ wendete Tanchen begütigend ein. „Nun, dann bleibt wohl nichts übrig, als zu warten, bis Fräulein Nerini nach Hause kommt.“

„Aber die Wäscherin hat keine Zeit und ist sehr aufgebracht, daß man ihr solche Ungebilligkeiten zumutet,“ erwiderte die Dienstin, und Tanchen erinnerte sich plötzlich, daß sie ja Duplikate zu allen Schlüsseln des Hauses besaß. Sie sagte sich, es sei kein Unrecht dabei, wenn sie selbst nach dem fehlenden Kleidungsstück fuche.

„Ich werde Fräulein Nerini mitteilen, daß ich es getan, und bin überzeugt, sie findet es nur ganz natürlich,“ sprach Tanchen zu der Botschaft gewendet.

In aller Unschuld holte sie somit die erforderlichen Schlüssel und begab sich nach Annas Schlafzimmer.

Zehn Minuten später stand sie noch immer wie zu Stein erstarrt auf der gleichen Stelle, und zwar vor einer offenen Schublade von Annas Kasten.

Sie hatte in ihr nicht die Spizentaille gefunden, die sie gesucht und deren sie nun vollständig vergessen, wohl aber etwas so Seltsames und Unerwartetes, daß sie sich kaum fähig fühlte, sich davon zu trennen.

Ein flaches, sorgsam in Silberpapier eingeschlagenes Päckchen war bei einer unabsichtlichen und flüchtigen Berührung ihrer Finger auseinandergegangen, und sie sah ein langes Kindertragkleid, das mit italienischen Spitzen geschmückt war, ein gefliedtes Häubchen, ein Paar gestrickte Kinderschuhe und eine kleine Korallenkette mit Silberglöckchen daran, vor sich. Daneben lag ein Zettel, auf welchem in Annas schöner, leserlicher Handschrift die Worte standen:

„Mein geliebtes Kind in Bella mare am 18. April gestorben, nach sechs Wochen des Leidens.“

„Haben Sie die Taille gefunden, gnädige Frau? Soll ich Ihnen helfen, danach zu suchen?“ erscholl Emma Barkers Stimme im Rahmen der Tür. Tanchen sperrte die Schublade rasch ab und wendete sich dem Mädchen zu.

Fortsetzung folgt

Denkspruch.

Wer Pferd und Frauen lüthet ohne Mängel,
hat nie ein gutes Pferd im Stall, im Haus nie einen Engel.
Sprichwörtlich.



Das letzte Streichholz.

Novelle von Jean Aleccion.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Doering.

(Schloß.)

(Nachdruck verboten.)

„Sie ist tot!“ rief der Bretone, „doch nein, sie atmet.“
„Wir müssen versuchen, sie ins Leben zurückzurufen,“
sagte der Schiffsloch, „aber wir haben nichts.“

„Doch,“ versetzte der Bretone, und zog aus seiner Tasche seine Kürbisflasche, die er schüttelte. „Ich habe noch einen Tropfen Grog, den famosen Grog, den Du so getabelst hast,“ fügte er in herbem Ton hinzu, den Mastwächter starr anblickend.

„Das ist gut,“ meinte der Koch, „doch leider ist er kalt.“

„O nein, er war in meiner Tasche und ist lauwarm, und ihr wird er wie kochend erscheinen.“

Es gelang ihm, der jungen Frau von dem Getränk einzulöffeln, und die Wirkung war wunderbar. Sie schlug die Augen auf, erhob sich und sagte:

„Wo sind wir denn? Es ist ja Nacht. Warum sind wir noch nicht zurückgekehrt? Mein Mann, wo ist mein Mann, er wird sich beunruhigen.“

Man verbarg ihr die schreckliche Situation und erklärte, nur der Umstand, daß man sie hätte tragen müssen, habe die Rückkehr verzögert; doch wenn sie gehen könnte, so würde man nach Verlauf einer Stunde auf dem Schiffe sein. Diese Worte gaben ihr neue Kräfte, und man machte sich wieder auf den Weg; leider aber in derselben Weise wie vorher, so daß man sich immer mehr von dem Schiffe entfernte.

Nach etwa 50 Metern stießen sie an einen Wall von Eisblöcken, der sich in unabsehbarer Ferne zur Rechten und Linken vor ihnen aufrichtete.

„Hier sind wir doch nicht durchgekommen,“ sagte der Bretone seufzend, und diese Bemerkung brachte eine verheerende Wirkung hervor. Der Mastwächter blieb vor diesem Wall stehen, den er mit entsefter Miene betrachtete, während die junge Frau wie eine Wahnsinnige zu schreien anfing: „Sie wissen also den Weg gar nicht, und dann wollen Sie?“

Damit fiel sie in Ohnmacht.

Man mußte wieder einmal zu dem kostbaren Grog seine Zuflucht nehmen, der Tobia zum zweiten und letzten Mal ins Leben rief, denn die Flasche war leer.

Von den Matrosen gehalten, kam die junge Frau wieder zu sich und fragte:

„Wie spät ist es?“

Der Schiffsloch, der einzige, der eine Uhr hatte, zog dieselbe hervor und erwiderte:

„Neunundvierzig Viertel Uhr.“

„Nun, die Sache ist ganz einfach, wir sind eben nach der falschen Richtung gegangen, drehen wir um, dann werden wir auch das Schiff erreichen; dort liegt unser Weg. Für Matrosen seid ihr allerdings nicht gut unterrichtet, meine Freunde.“

Diese Bemerkung ging den braven Leuten zu Herzen, denn sie war geschickt. Sie sahen sich an und ballten die Fäuste. Hätte ein Mann diese Worte zu ihnen gesprochen, sie hätten ihn auf der Stelle niedergeschlagen. So aber wußten sie sich zu beherrschen, ja, sie entdeckten der armen Frau nicht einmal, daß sie sich um sich selbst herumdrehen und keine andere Aussicht hatten, als in dieser Einöde unter den Qualen des Hungers und der Verzweiflung zu sterben.

Sie versuchte, sie fortzureißen, doch sie weigerten sich. Nun ging sie allein und folgte der eben angegebenen Linie.

Wie sollte man sie zurückhalten, ohne ihr die Wahrheit zu sagen?

„Nun, da wir doch einmal verloren sind,“ sagte der Schiffsloch, „so können wir ihr auch ebenso gut folgen. Das ist immerhin noch besser, als wenn sie ihren Irrtum bemerkt.“

In diesem Augenblick ließen sich zur linken Seite unserer Betrachter ferne Rufe hören, und man bemerkte röthliches Licht. Das war die Rettung.

„Gerettet!“ riefen sie alle zusammen und fingen an mit aller Kraft ihrer Lungen zu schreien, indem sie sich mit der übermenschlichen Energie, die der Instinkt der Selbsterhaltung verleiht, dem Lichte zuwandten.

Einzelnen kamen sie aber noch nicht genähert, schnell vorwärts, und das Licht wurde, anstatt größer zu werden, immer geringer und erlosch schließlich ganz.

Ihnen hatten auch jetzt die Retter, von dem Echo getäuscht, eine andere Richtung eingeschlagen.

„Wir müßten ihnen ein Zeichen machen,“ sagte der Mastwächter eifrig.

„Ich habe Papier, wenn man es anzünden könnte,“ rief der Schiffsloch, „schnell, Streichhölzer, Streichhölzer!“

In aller Eile machte er eine Papiersfadel, doch der Mastwächter versetzte:

„Ich habe kein Streichholz.“

„Aber ich habe welche,“ erklärte der Bretone, „nicht viel, nur drei Stück.“

Der Bretone zündete ein Streichholz an, ein blaues Flämmchen sprühte auf, doch im selben Augenblick erlosch das Hölzchen. Dieser Mißerfolg veranlaßte sie, die Vorsichtsmaßregeln zu verdoppeln.

„Stellt euch alle um mich herum,“ sagte der Bretone, damit der Wind das Holz nicht wieder ausbläst; mache Deine Fadel auf und Du halte die Fadel bereit.“

Das zweite Streichholz wurde angezündet, und auch diesmal löste sich die Substanz und fiel auf das Eis. Die drei Männer und die arme Frau zitterten vor Entsetzen, dann fing der Mastwächter zu stöhnen an.

„Du hast zu stark geliebt, Du ungeschickter Mensch.“

„Das letzte Streichholz, meine Freunde,“ sagte der Bretone und zeigte das Streichholz, das er wie eine Hostie in der Hand hielt.

„Ich kümmere mich nicht mehr darum,“ versetzte der Schiffsloch und machte zwei Schritte zurück.

„Nun, ich auch nicht,“ erklärte der Bretone.

„Ich erst recht nicht,“ versetzte der Mastwächter, „gebt das Streichholz Madame.“

„O, ich will es auch nicht haben,“ rief Tobia, „doch ich beschwöre euch, macht schnell!“

„Nun, einer von uns muß es doch anzünden,“ sagte der Bretone, und gab das Streichholz fast mit Gewalt dem Mastwächter in die Hand.

Dieser betrachtete es, schwieg ein Weilchen und rief dann, es Tobia reichend:

„Nein, ich will nicht, ich habe kein Glück; mir wird es nicht gelingen; nehmen Sie es; es handelt sich hier um Leben und Tod.“

Die junge Frau wies noch einmal zurück und sagte zu dem Bretone:

„Ihnen gehört es, Sie haben die Streichhölzer geliefert; also machen Sie schnell, schnell!“

Nun nahm der Bretone das Holz, um der Sache ein Ende zu machen und murmelte:

„Gott schütze uns!“

„Nein, Du nicht,“ schrie der Mastwächter heftig, der von seinem Mißtrauen wieder verblendet wurde.

„Warum ich nicht?“ versetzte der Bretone mit heftiger Stimme, „mißtraust Du mir etwa?“

„Vielleicht!“

„Nun, da hast Du Dein Streichholz.“

Bei diesen Worten bückte er sich und rief dabei wütend auf dem Eise.

„Verbrecher, Du hast uns getödtet, brüllte der Mastwächter und sprang auf ihn zu.

Die beiden Männer packten sich zum zweitenmale mit blinder Wut, wälzten sich auf den Boden, sprangen auf, riefen wieder zurück und wütheten unter schrecklichem Geheul; es war eine entsefliche Szene.

Die arme junge Frau begann zu schreien, und ihr Geschrei rettete die ganze Gesellschaft.

Wenn der Schiffsloch sich diesmal nicht dazwischen geworfen hätte, so kam es daher, weil die Szene in eine ganz neue Phase getreten war. Neue Lichter, die sie bis dahin noch gar nicht bemerkt, tauchten auf, wurden größer und größer und rückten immer näher. Bei diesem Anblick war der Schiffsloch den Hilse Bringenden entgegengestürzt und hatte seine Kameraden für den Augenblick vergessen, zu denen er aber sofort zurückkehrte, um ihnen zuzurufen:

„Gerettet! Wir sind gerettet; man kommt, der Kapitän, der Kapitän!“

Die beiden Männer ließen sich los, blieben einen Augenblick bestürzt liegen und erhoben sich dann mit zerrissenen Kleidern. Im Nu hatten sich Retter und Gerettete vereinigt und kehrten unter Führung des Kapitäns nach dem Schiffe zurück.

Zwei Stunden später lag Tobia lächelnd in ihrer Kabine, umgeben von ihren Freunden, welche begierig der Erzählung ihres Abenteuers lauschten.

Einige Tage später trat die „Courageuse“, die endlich aus dem Eise befreit war, die Heimfahrt nach Frankreich an. Der Bretonne und der Raftwächter haben Karriere gemacht; beide sind heute geachtete Schiffskapitäne, sie haben sich versöhnt und vertreiben sich die Zeit zwischen ihren Reisen mit endlosen Billardpartien.

Was Tobia anbetrifft, so kann man sie häufig in der „Komischen Oper“ sehen, namentlich wenn „Carmen“ gespielt wird. Man kann dort in der Loge des ersten Ranges eine blonde, junge Frau sehen, deren Schultern mit einem Pelz aus blauem Fuchs bedeckt sind. Den Fuchs hat Tobia aber nicht selbst erlegt, er ist in der Rue de Lafayette gekauft.



Wie man Stimmen fängt, erzählt der „Gaulois“ anlässlich der Wahl des Abgeordneten Sévoads. Einige Tage vor der Wahl erschien dieser in einem Greisenhospiz bei Grenoble, ließ die Insassen, zum Teil neunzigjährige Greise, zusammenrufen und forderte sie auf, am Tage der Wahl an der Wahlurne zu erscheinen und für ihn zu stimmen. Der Lohn werde nicht ausbleiben; falls er, Sévoads, gewählt werden sollte, werde er es durchsetzen, daß den Greisen täglich, bis zu ihrem seligen Ende, eine 20-Pfennig-Zigarette verabreicht werde. Der Duft dieser Zigarette stieg den alten Herren schon bei dem bloßen Gedanken daran so in die Nase, daß sie am Wahltag sämtlich zur Stelle waren, um für ihren Wohlthäter zu stimmen, und einige hatten sich zu diesem Zweck sogar in Mietswagen nach Grenoble fahren lassen. Sie warteten heute noch vergeblich auf die versprochene Zigarette. Die Stimmen der Bauern in der Umgegend von Grenoble fing Herr Sévoads auf andere Weise ein: er versprach den Dörflern den Dämon aus den Kasernehöhlen in Grenoble. Die Bauern, die ein gutes Geschäft zu machen glaubten, schritten unverdrossen zur Wahlurne und stimmten „wie ein Mann“ für Sévoads. Als sie aber nach der Wahl zu versprochenen Mist holen wollten, erfuhren sie zu ihrer Betrübnis, daß es in Grenoble nur ... Infanterie-Kasernen gibt!

Eine launige Geschichte der Portiers giebt Henri Lears im „Siecle“. Die ältesten Vorfahren der modernen Argasse sind danach die Tempelhüter im alten Testament, von denen sich namentlich Mardochäus einen großen Namen erwarb. In Rom spielten die Türhüter ebenfalls schon eine große Rolle. Die Konsuln, Feldherren, Bankiers und sonstige Finanzleute setzten sich Diener in eine Loge des Hauseinganges, die mit einem Stab bewaffnet waren und mit diesem Szepter lästige Besucher wegzagten. Der Gebrauch soll aus Griechenland stammen, und Petronius führt ihn bis auf die heroischen Zeiten zurück. Da der römische Portier einen großen Rang zum Verlassen seiner etwas langweiligen Stelle gehabt zu haben scheint, so fettete man ihn vielfach neben der Türe an und Woid besaß deshalb in einer seiner Elegien, als er zur Nachtzeit in das Haus der Tochter des Augustus, seiner Geliebten Julia, eingelassen sein möchte, ganz jämmerlich die Fesselung des Türhüters, der ebenso fest geschlossen sei, wie die Türe. Mit dem Aufkommen des Christentums ward das Amt der Türhüter Portiers wieder ein höheres, und das vierte Konzil zu Karthago schrieb eine sehr feierliche Einführungsformel für diese Diener vor. Historische Dokumente über die Weiterentwicklung der Geschichte des wichtigen Standes finden wir nun erst wieder unter dem französischen König Philipp August, aus dessen Zeit die feine Unterscheidung zwischen concierges und portiers stammt. Aus den Steuerlisten dieser Zeit ersieht man, daß ein concierge der Türhüter eines adelichen Hauses, der portier derjenige eines bürgerlichen war. Daneben tauchen als Leute niedrigen Ranges einige „Schließer“ auf. In den folgenden Jahrhunderten errang der Portier des königlichen Palastes eine große Wichtigkeit; er bekam die Rechtsprechung über alles, was sich im und um den Palast ereignete. Dieser Portierposten wurde von sehr hochgestellten Leuten, von Adligen und Priestern besetzt. Von da ab ging aber die Glanzzeit der Portiers zu Ende. Schon im 17. Jahrhundert sind concierges und portiers so tief gesunken, daß sie in den Schulen als Pedelle die Stockhiebe austeilten, wofür jeder Schüler sechs Heller zahlte. Und auch zu bösen Taten ließen sie sich schon mißbrauchen, da uns die Alten berichten, daß die Gattin eines hohen Justizbeamten in Paris ihren Portier zum Mord ihres Mannes anstiftete, worauf der Hüter der Türe, nicht der ehelichen Treue, am 16. Januar 1699 mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht wird. Seitdem begegnet man den Portiers sehr häufig in den Gerichtszeilungen, wofür man sie aber nur halb verantwortlich machen darf, da ihr Posten in Frankreich und anderswo mit gut strukturierten Ausnahmen in der Tat ein so anstrengender zu sein pflegt, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn den Opfern dieses Berufes mit einer so langen Vorgegeschichte manchmal die Galle mehr als nötig überläuft.

Heber die Lebensweise des Chemikers Chevreul, als er über 102 Jahre alt war, wird folgendes mitgeteilt: Er pflegte um fünf Uhr morgens aufzuwachen, ob gleich darauf eine warme Suppe, las die Zeitungen im Bett, empfing einige Besuche, nahm um elf Uhr ein zweites kräftiges Frühstück, Suppe, Fleisch, Milchkaffee mit Butterbrot zu sich, verdaute behaglich, stand um ein Uhr auf, kleidete sich an und war um zwei Uhr zur Ausfahrt bereit. Sein treuer Kutscher Joseph fuhr ihn manchmal nach dem Parc Monceau und, wenn das Wetter es erlaubte, bis nach dem Marsfeld zu spazieren, wo der alte Herr an dem „achten Weltwunder“ seine Freude hatte. Um fünf Uhr war er wieder zu Hause, trank eine Tasse Milch, suchte sein Bett auf, dinierte um sieben Uhr mit gesundem Appetit, trank aber immer nur Wasser und versiel dann in einen tiefen Schlaf. Wenn ihn des Morgens sein Gehilfe im Museum, Herr Arnaud, fragte, ob er eine gute Nacht gehabt habe, erwiderte Herr Chevreul regelmäßig, er habe niemals schlecht geschlafen.

Jüdische Zaubernittel. Geheime Künste, durch die man die Gesehe der Natur ablenken will aus ihren ewigen Bahnen und beliebig einwirken lassen auf die menschlichen Geschicke, sind in Indien besonders verbreitet. Der Einfluß böser Dämonen und Teufel, die unheilvolle Eigenschaft des bösen Blickes sind Mächte, mit denen man in Indien rechnen muß. Fast jeder Mensch besitzt da irgend einen Gegenstand, der auf ihn und sein Schicksal eine besondere Wirkung ausüben soll. Im Süden sind es mehr Mittel, die Krankheit, Krämpfe, Unheil abzuwehren sollen, während im Norden, besonders in der Nähe der Grenze, sie gemäß dem kriegerischen und wilden Charakter der Bewohner Verderben und Unglück den Feinden bringen sollen. Der Handel mit Zaubermitteln und Talismanen ist ein höchst ehrwürdiges Gewerbe, und der „Meister“ muß bei allen wichtigen Ereignissen, Geburt und Heirat oder bei einer langen Reise Rat und Hilfe spenden. Diese Amulette sind äußerst verschieden; die aller verschiedensten Dinge können z. B. die Wirkungen des bösen Blickes unschädlich machen. So tragen Kinder, die sonst auch nicht einen Faden um Leibe haben, sondern ganz nackt herumspielen, doch ein Halsband von kleinen Kugeln, eine Schnur mit ein paar Ornamenten als Gürtel oder wenigstens ein Stückchen rotes Band ins Haar geflochten, als ein Zeichen mütterlicher Sorge und eines Schutz vor bösen Mächten. Besonders ein kleiner Silberfisch oder ein hölzerner werden viel getragen. Die beliebteste Form der Zaubermittel sind Medaillons aus Messing, Kupfer oder kostbaren Metallen, vielleicht auch mit Juwelen besetzt; in ihnen befinden sich kleine Stücke von Pergament, Haut oder Stoff, auf denen magische Sprüche eingeschrieben sind. Ebenso sind Zaubersprüche eingeritzt auf den Wänden der Häuser, auf der Schneide des Schwertes und auf anderen Waffen. Der Schreiber solcher Zaubersprüche ist ein heimatloser Mann, der mit seinen Gebeten herumzieht und sie verkauft. In Wide Words berichtet J. Wallace von seinen Erlebnissen mit einem solchen Chitwalla, der Goolam Hoosen Khan hieß und eine lange Ausbildung in seiner Kunst der magischen Sprüche in den Moscheen zu Lahore empfangen hatte. Eine lange Zeit hat er sich in der Einsamkeit aufhalten müssen, in ein unterirdisches Grabgewölbe eingeschlossen, um Zwiegespräch zu halten mit den Geistern und Dämonen, die ihm seine Zaubersprüche und geheimen Wunder ins Ohr raunten. Es ist ein stolzer schöner Mann, dieser Goolam; durch einen Keulenschlag sind ihm die Nase und das linke Auge zerquetscht; so haben ihn die Dämonen gezeichnet; ein begeisteter Moslem, ist er voll wütenden Hasses gegen die Engländer, die „Sias“. Die Zaubersprüche, die wirken sollen, müssen geschrieben sein; gedruckte sind wertlos; besonders schwere Verfluchungen werden nicht mit Tinte, sondern mit Blut geschrieben. In kleinen Büchsen und Medaillons trägt Goolam seine inhaltschweren Talismane, die er sorgfältig hütet, denn nicht nur daß Unheil entstehen kann, wenn die darin ruhenden Dämonen von fremden Augen gesehen werden; er kann auch selbst mit der Polizei in Konflikt kommen.

Da in Indien die Möglichkeiten für beide Geschlechter, miteinander bekannt zu werden, selbst bei den niederen Klassen sehr gering sind, so ist es wohl nötig, überirdische Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ein dritter Zauber hilft einer Frau, trotz allerlei Mängel, zu einem Mann zu kommen. Da solche Mängel stets mit Gold bezahlt werden müssen, so heißt das einfach, er soll den Mann blind machen, daß er nichts merkt und der Preis dadurch ein möglichst niedriger wird. Andere Zauber sind da, die den Tod eines Feindes herbeiführen können, die vor einer Wunde schützen oder vor Gift, das so oft in Indien schnell und heimlich einen Menschen hinwegrafft. Auch um eheliche Zwistigkeiten beizulegen, hat der Spruchschreiber eine Formel vorrätig, und eitel Friede wagt in allen indischen Häuslichkeiten, in denen der Zauber vorhanden ist. Daneben finden sich Zaubersprüche, die Teufel und böse Geister von Haus und Herd fernhalten, Wahnsinn, unheilbare Krankheiten, nächtliche Beängstigungen, Einflüsse von Häusern, alle die Schandthaten, die die 20 000 Teufel des indischen Aberglaubens begehen, werden abgewandt. Alle diese Zaubersprüche sind bestimmten Kapiteln des Koran entnommen und haben einen geheimen Einfluß auf das „Kismet“ des Trägers.

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:

Keine Probe ist zu gefährlich, zu der man Mut hat.